

Bärndütsch

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **18 (1962)**

Heft 5

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lehrer am städtischen Progymnasium in Bern. Doch hier muß der Schreiber Halt machen. Was er möchte und anstrebt, ist erst im Werden.

Ernst Steiner

Bärndütsch

Von Dr. Hans Sommer

Rudolf von Tavel, der dem Instrument seiner bernischen Muttersprache kräftigste und lieblichste Töne zu entlocken wußte, gab das oft zitierte Urteil ab, Berndeutsch sei eine Sprache „wi grobs Grien, aber o guethärzig wie nes alts Chilcheglüt“. Ähnliches empfand der Welschfreiburger und Lateiner Gonzague de Reynold: Er stellte das „Bärndütsch“ an die „Spitze aller Schweizer Dialekte“; wenn auch nicht besonders wohlklingend, sei es doch reicher, abgestufter, urwüchsiger, frischer als jede andere schweizerische Mundart; Berndeutsch eigne sich prachtvoll, „um die Wirklichkeit und darüber hinaus ein gewisses Etwas, eine Atmosphäre des Wundersamen“ auszudrücken.

Diese Atmosphäre des Wundersamen — „die der Wirklichkeit entspringt“, wie Reynold beifügt — erklärt es vielleicht auch, warum so viele unserer Miteidgenossen dem Bärndütsch eine mehr vom Gefühl genährte als im Verstand wurzelnde Zuneigung entgegenbringen (sofern man die Beliebtheit etwa der Dialekthörspiele aus dem Studio Bern als Gradmesser nehmen darf). Mag das Berndeutsch gelegentlich fast allzu urchig, ja grob und ungehobelt klingen — vorherrschend scheint doch der Eindruck zu sein, es äußere sich in dieser Sprache etwas besonders Heimatliches, Heimeliges, also auch Echtes und Vertrauenerweckendes. „Bärndütsch isch Chärndütsch!“ Gefühlsmäßig wird mancher Schweizer diesem Ausspruch unseres Otto von Greyerz beipflichten und es daher dem Berner auch nicht krumm nehmen, wenn dieser der Liebe zu seinem Heimatlaut bis zu jenem Stärkegrad Ausdruck verleihen sollte, in dem ein leises Unrecht, sei es der Schriftsprache, sei es einer andern Mundart gegenüber, hörbar mitschwingt. In diesem Sinne mag die folgende Stelle aus dem Werk des großen Lützelflüherers unsere Laudatio des Bärndütsch beschließen. Jeremias Gotthelf

sagt in der wenig bekannten Erzählung „Die Rotentaler Herren“: „... So erzählte Hans. Freilich erzählte er es besser, als es hier gegeben ist, denn er erzählte es in kräftigem, klassischem Berndeutsch, das besser klingt und besser malt als das verflachte Hochdeutsch.“

*

Doch nun: Was heißt das eigentlich, Bärndütsch? Hat nicht Emanuel Friedli in sieben umfangreichen Bänden gezeigt, daß es sehr verschiedene „Bärndütsch“ gibt zwischen Lützelflüh und Grindelwald, Twann, Ins und Saanen, Aarwangen und Guggisberg? Darf man also zusammenfassend von einem so großen Mundartgebiet reden und damit eine sprachliche Einheit vortäuschen, die es nicht gibt?

Zwar brauchen Ausländer in gewagter perspektivischer Raffung sogar den Begriff Schweizerdeutsch, und auch wir sprechen gelegentlich kurzweg vom Schwyzertütsch, weil wir in der von hoch und nieder verwendeten Umgangssprache — ganz abgesehen von der mehr oder weniger starken lautlichen und lexikalischen Verwandtschaft der Dialekte — ein Abbild unseres gemeinsamen Denkens und politischen Wollens sehen. Dabei macht die tägliche Erfahrung immer wieder deutlich (und der schweizerische Sprachatlas bestätigt es mit wissenschaftlicher Genauigkeit), daß es ungezählte schweizerische Mundarten gibt, die nicht bloß von Kanton zu Kanton, von Bezirk zu Bezirk, sondern sehr oft von Tal zu Tal, ja von Dorf zu Dorf verschieden sind.

Der Kanton Bern bietet dafür schon lautmäÙig die Fülle der Beispiele.

Mi nimmt wunner, wa der Hunn isch: so spricht man im Schwarzenburgerland und weit darüber hinaus nach Osten und Norden. (Auch Emil Balmer, der gebürtige Laupener, zeigt „mit der Hann i ds Lann“ hinaus.) Guete Daag, e dumme Dotsch, bumpe, lääse, Bääse, Cheefi, oobenaabe heißt es am Bielersee; im Berner Mittelland dagegen: guete Taag, e tumme Totsch, pumpe, läse, Bäse, Chefi, obenabe (oder obenache). Uche ist seeländisch, ufe stadtbernisch. Jojoo, es git es guets Johr, d Gfohr isch verby, tönt es in der Sprache Simon Gfellers im Unteremmental, wogegen von Ranflüh an emmeaufwärts in den betreffenden Wörtern lauter a vorkommen: Ja, Jahr, Gfahr. Östlich dieser inneremmentalischen Sprachgrenze — sie verläuft von Ramsei über den Ramisberg Richtung Lüderalp — macht es dem Bauer vor einer guten Obst-

ernte Fröid, t Leitere a Boum z steuwe; im Signauer und Konolfinger Amt macht es ihm Früüd, t Liitere a Buum z steuwe (lauter ganz offene Selbstlaute). Dieses steuwe (stellen) wird im Oberaargau mit deutlicher Rundung zu stöuwe. Milch sieden (Milch erwele im Munde derer, die, wie man auf dem Lande etwa sagt, „Herretütsch“ reden, Miuch erweuwe im üblichen mittelbernischen Deutsch) heißt in der Gegend von Herzogenbuchsee und Langenthal Möuch erwöuwe; „geschwellte“ Kartoffeln sind im Oberaargau nicht „Gschweuwti“, sondern „Gschwöuwti“.

Auch das Oberland stellt alles andere als eine in sich geschlossene sprachliche Einheit dar. Zwar ist es eine Übertreibung, wenn etwa gesagt wird, ein Adelbodner und ein Oberhasler verstünden einander nicht; aber die Unterschiede der Lautung, des Satzbaus, des Wortgebrauchs und der Satzmelodie sind doch beträchtlich. Nirgends als im Saanenland sagt man zum Beispiel üns (uns), saaft (sauft, eig. sanft, wohl), Raaft (Rauft, Ranft), Aaha (Anken). Im Simmental ist ein schönes Häuschen es schönes Hüsli, in Brienz es scheens Hiisli; die Frutiger sagen gghabe für mittelbernisches gghaa, die Boltiger ghäbe usw.

Wie sehr sich einzelne Oberländer Mundarten vom üblichen Bärndütsch abheben, sei am Beispiel des Kandertaler Dialekts (Frutigen) gezeigt. In einem Gedicht „Spatherbscht“ schreibt Maria Lauber:

Ds Müüsi pfyft i leären Eschte,
suecht es Chöri undrem Chriis,
findt es Böri van de leschte,
was nug im ne Töldi wiis.

Haben Sie eine Übersetzungshilfe nötig? Müüsi (offenes, langes ü) = Meise; Chöri = Körnchen; Böri = Beerlein; nug = noch; Töldi = Wipfel, Dolder.

*

Das „übliche“ Berndeutsch: das Berndeutsch, wie es zwischen Jura und Alpen gesprochen wird. Es lassen sich ungefähr die folgenden Sprachlandschaften unterscheiden: Bern und engeres Mittelland, Oberemmental, Unteremmental, Oberaargau, Seeland, Schwarzenburgerland. Wie bereits angetönt, stellen auch sie keineswegs ideale Spracheinheiten dar.

Wie könnte es anders sein: Überall machen sich artfremde Einflüsse bemerkbar, zunächst und vor allem als Folge der neuzeitlichen Bevölkerungsbewegung. Beruf und Amt binden die Menschen nicht mehr, wie einst während Generationen, an den selben

Ort; mit ihnen wandern Wörter und Laute, passen sich der neuen sprachlichen Umgebung an, verändern, vermischen sich. Dieser allgemeine Angleichungsvorgang ist natürlich in erster Linie in den größern Siedlungen, dann auch längs der wichtigsten Verkehrswege festzustellen. Hinzu kommen soziologische und generationenbedingte Nivellierungsursachen.

Einige Beispiele: In der Stadt Bern wird das wohl wesentlichste altburgerliche Sprachelement (vil Mähl, e treue Hund) immer mehr eingeengt zum Vorteil des von allen Seiten andringenden Landberndeutsch: viiu Määuw, e treue Hung; umgekehrt verdrängt das stadt- und mittelbernische ggloffte oft das emmentalische gglüffe, und die dortigen Konjugationsformen mir gaah, dir gaah, si gaah müssen vielfach den mittelländischen mir gööh, dir gööht, si gööh weichen. Zur soziologischen Seite des Problems: Fast jeder Dialektsprechende huldigt einer Art von Mehrsprachigkeit in dem Sinne, daß er, vielleicht unbewußt, seine Ausdrucksweise auf den oder die jeweiligen Gesprächspartner abstimmt. Zum vertrauten Nachbar sagt einer in unverfälschter Ortsmundart etwa: Mir wi däich ds Pfäischer zuetue, es steicht öppis dusse; im Kreise Auswärtiger, sozial angeblich höher Gestellter tönt es in einer als gepflegter erscheinenden Sprechweise: Mir wei dank ds Fänschter zuetue (hoffentlich nicht: schließe!), es stinkt öppis dusse. Daß die Generationengegensätze vor der Sprache nicht haltmachen, versteht sich eigentlich von selbst. Ein ungefähr sechzigjähriger Bauer im Amte Konolfingen übertrug das Sätzlein „Ich will ein Pfund Fleisch holen“: I wott es Pfung Fliisch riiche. Seine Tochter erklärte fast gleichzeitig: I säge: es Pfung Fleisch riiche. Ein alter Vater sprach von stämpfle und Stämpfu, der Sohn sagte spämple und Stämpu.

Trotz den Einwänden, die sich gegen allzu vereinfachende sprachgeographische Begriffe erheben müssen, darf man in Anbetracht all der Ausgleichsströmungen doch mit einigem Recht von einer berndeutschen Mundart schlechthin sprechen. Was man in dieser Weise als Bärndütsch bezeichnet, ist im wesentlichen die Sprache in und um Bern, also die Mundart des Mittellandes, wie sie uns etwa in den Werken von Ernst Balzli, Karl Uetz und Hans Zulliger entgegentritt.

Tatsächlich ist das bernische Mittelland in sprachlicher Hinsicht bedeutend einheitlicher als beispielsweise der Nachbarkanton Solothurn, der zufolge seiner starken Gliederung deutlich Anteil nimmt an den Mundartgebieten Berns, Basels und des Aargaus, — wie

übrigens auch der Dialekt des bernischen Laufentals ein „Ableger“ des baslerischen ist, ähnlich wie bis vor einigen Jahrzehnten — hier aus geschichtlichen Gründen — die Mundart der Stadt Biel.

*

Für die Wesensbestimmung einer Mundart fallen vor allem die

Lautgesetze

ins Gewicht. Wir haben demnach in erster Linie nach den wichtigsten Lautmerkmalen des Berndeutschen zu fragen.

In zwei Punkten hat die bernische Mundart, gleich den andern schweizerdeutschen Dialekten, den vor tausend Jahren geltenden Lautstand bewahrt: wir sagen noch, wie im Alt- und Mittelhochdeutschen, mit meist langem Stammvokal Muus, Müüs, suuse, Füür, Lyb, während diese einfachen Laute schriftsprachlich zu Zwielaute geworden sind: Maus, Mäuse, sausen, Feuer, Leib. Umgekehrt haben die Mundarten alte Diphthonge beibehalten, die von der Hochsprache monophthongiert worden sind: lieb, guet, Buech, müed — li(e)b, gut, Buch, müde.

Zweitens führen unsere Mundarten noch die kurzen Selbstlaute in offener Silbe, wo die Hochsprache eine Dehnung hat eintreten lassen: *Vo*gel, *Stu*be, *Hö*li, *Mü*li gegen Voogel, Stuube, Höhle, Mühle. Indes machen einzelne Dialekte, so die „niederdeutsche Sprachinsel“ Basel, mit Ausstrahlungen bis ins bernische Seeland — Biel gehörte jahrhundertlang zum Bistum Basel —, eine Ausnahme von dieser Regel; da heißt es Voogel, Stuube, Hööhli, Müühli.

Der Hinweis darauf, daß unser Dialekt dem Mittelhochdeutschen nahesteht, beantwortet mittelbar eine Frage, die den einen oder andern Leser schon beschäftigt haben und der man als Zwischenfrage hier Raum geben mag: Wie ist das *Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache*, vor allem: welche der beiden Geschwistersprachen ist älter?

Man hüte sich vor summarischen Werturteilen. Weder ist die Mundart „reicher“ oder „ärmer“, noch dürfte man sie als „natürlich“ bezeichnen im Gegensatz zu einer eher „künstlichen“ Schriftsprache. Sagen wir ganz schlicht, die Mundart habe ihren Eigenwert neben der hochdeutschen Sprache. Völlig abzulehnen sind die immer noch herumgeisternden Begriffe „Schlechtdeutsch“ für die Mundart und „Gutdeutsch“ für die Hochsprache; denn unsere Mundarten samt und sonders sind nicht etwa verbildetes Schrift-

deutsch, schon darum nicht, weil sie um Jahrhunderte älter sind als die Schriftsprache. Diese ging aus dem ostmitteldeutschen Literaturdialekt hervor, und zwar, wie bekannt, unter dem bestimmenden Einfluß des sprachgewaltigen deutschen Reformators und seiner Bibelübersetzung. Aber erst ein Menschenalter nach Zwingli fand die Sprache Luthers allmählich Eingang in den schweizerischen Kirchen und Kanzleien. Noch der Geistesriese Albrecht von Haller bekannte mit dem Wort „Ich bin ein Schweizer; die deutsche Sprache ist mir fremd“, daß er sich die gemeindeutschen Sprech- und Sprachformen erst aneignen mußte.

Doch kehren wir zu den unterscheidenden Lautmerkmalen unserer Mundart zurück. Ein bedeutsames Merkmal der

mittelländischen Mundarten

liegt in der Aussprache des am hintern Gaumen erzeugten *ch*, des sogenannten „Ach-Lautes“. Diesen Kehllaut läßt der Berner tüchtig krachen: *Chrachche, Chuchchi, Chäschessi*; er steht in auffälligem Gegensatz zum palatalen „Ich-Laut“ gewisser Oberländer Mundarten: *Chind, Chälbschi, e chli Chees*. — Ganz allgemein stellen wir ferner ein Übergewicht der Mitlaute über die Selbstlaute fest. Neben den erwähnten Gaumen-*ch* erwecken die sogenannten Affrikaten *pf, tsch* usw., etwa in *Chrüpf, chlepf, Stämpf, schleipf, Pflaartsch, Gflotsch*, den Eindruck von Härte und Herbheit. Oft ist die *Konsonantenhäufung* eine Folge der germanischen Stammsilbenbetonung, die das Berndeutsch konsequent durchführt: die erste Silbe, also die wirkliche oder — bei Wörtern fremder Herkunft — vermeintliche Stammsilbe erhält den Wortton. So ist *Dekan* zu *Täch* (*e Täch?* ein tüchtiger Kerl), *Spinat* zu *Spinet*, *Hermelin* zu *Härmli* geworden. In diesen Zusammenhang ordnet sich die Schwächung und Kürzung, oft der Wegfall unbetonter Silben ein; ursprüngliches *ent-bekommen* heißt *epchoo*, *ent-be-stecken* *epstecke* (nicht weiter wissen oder können). Unzählige Ausdrücke und Satzteile erscheinen durch dieses Abwerfen unbetonter Vor-, Zwischen- und Nachsilben auf ein konsonantisches Gerippe verkürzt. Wie der Esel am Berg mag ein deutscher Gast etwa dem folgenden, mit harten Mitlauten gespickten Satzlein gegenüberstehen: *Itzheschmrschvrschrisse!*

Eng verwandt mit der Konsonantenhäufung ist der Vorgang der sogenannten *Assimilation*. Wir verstehen darunter das Bestreben, aus Gründen der Sprechträgheit benachbarte Laute einander anzu-

gleichen und ineinander übergreifen zu lassen. Meist wird dabei die dem nachfolgenden Laut eigentümliche Stellung der Sprechwerkzeuge vorweggenommen: Gämf, Goggrüessech, Gopfried, hunderpfranke, Mipmöntsch. Lustig wirkt Hinti oder Himpi — je nach Gegend — für Himbeere (das seinerseits assimiliert ist aus Hindbeere). Mittelhochdeutsches etwer ist über etber zu öpper, etewas zu öppis geworden. (Im Gegensatz dazu wurde im glarnerischen Angleichungsvorgang das t vorherrschend, so daß heute neben den bernischen öpper und öppis die entrundeten glarnerischen Formen etter und ettis stehen.)

Auch das Gegenstück zur Assimilation, die Ausstoßung oder *Dissimilation*, kennzeichnet unser Bärndütsch. Die beabsichtigte Sprecherleichterung kommt dadurch zustande, daß ein unbequemer Laut überhaupt weggelassen wird. Hochdeutsches du gibst heißt du gisch, Zwibele wird zu Zibele, Ärdbeerli zu Äpeeri. Oberländisches Was welltisch? heißt mittelbernisch Was wet-tisch(t), was wettsch? Wer im Wald nach Brombeeren suchen will, geit ga brammere. — Eine Sprechvereinfachung erfolgt in einzelnen Wörtern dadurch, daß sich zwischen gewisse Konsonanten ein Übergangslaut einschiebt: Tanndli, ussteindle, Möntsch, Chöltsch (kölnisches, rot-weiß kariertes Tuch), Hültsche.

Die Probleme der Assimilation und der dissimilierenden Reduktion ließen sich in den verschiedensten Zusammenhängen nachweisen. Hauptwörter, Für- und Umstandswörter werden verschieden gewertet je nach Satzrhythmus und Gefühlston. Vergleichen Sie etwa: E schöne Stauw; aber: dr Äti isch im Roßstu oder im Söistu. Oder: Wosch no meeh? Är het nüpme, i ma nümm(e), nimm(e). Das „Ihr“, das, nebenbei gesagt, Anderssprachigen geradezu als ein Hauptmerkmal des Berndeutschen vorkommt, weil diese Anredeform etwa „in den Bergtälern der Ostschweiz oft nur noch gewagt wird, wenn man einen alten einfachen Menschen anspricht, der den Samichlaus zum Bruder haben könnte“ (Georg Thüerer), dieses Ihr, durch irrtümliche Abtrennung zu „Dihr“ geworden, kann ebenfalls mehr oder weniger Vokalwert tragen: Dihr sit mer eine! Heiter gghaa oder weiter no?

Von Bedeutung ist schließlich die *Hiatusdiphthongierung*. Hiatus bezeichnet das Zusammentreffen zweier Selbstlaute meist im Wortinnern. Während die Mundarten der Alpengebiete noch den althochdeutschen Lautstand bewahrt haben: buuwe, gschruuwe, Suu, schnije, rüüe; frii, trüü, spaltet sich in der Mundart des Berner Mittellandes uu zu ou, ii zu ei, üü zu öi, und zwar zunächst im

Hiatus, dann auch am Silbenende: boue, gschroue, schneije, röije, Sou, frei, tröi. Anderseits heben sich gewisse Mundarten des Bernerlandes durch eine Vorliebe für die Monophthongierung von den andern ab. Im Schwarzenburger Bergland und im Gebiet des vordern und obern Emmentals sind die alten echten Doppellaute ei, ou und öi zu einfachen, meist gedehnten Vokalen zurückgebildet: Ahd. gesegit, mhd. gseit ergab allgemein bernisch gseit, in jenen Landstrichen gsiit; ähnlich verhalten sich nebeneinander Meitschi — Miitschi, Oug — Uug, louffe — luuffe, mir chöi — mir chüü, Fröid — Früüd.

Ebenfalls nicht allgemein verbreitet, sondern auf die alpenwärts gelegenen Gebiete beschränkt ist die *Spaltung im Wortinnern*, vor allem vor den Lautverbindungen nch und ns, durch welche Bank zu Bauch, Fänschter zu Fäischter, tränke zu träiche, trinke zu treiche, Zins zu Zeis wird. — Als ein ganz besonders deutliches Kennzeichen gilt schließlich die berndeutsche Aussprache von Wörtern wie Hund, Pfund, blind, Saal, mild, Holz usw. Beide Lautmerkmale, die Velarisierung von nd in Pfung, Hung, bling sowie die Vokalisierung des l in Saauw, miud, Houz usw. sind tatsächlich untrügliche Wesenszüge des Landberndeutschen. Immerhin sagt kein Berner, wie ein im übrigen hervorragender ostschweizerischer Mundartkenner und -betreuer gemeint hat: Weit ihr Miuch i Kaffi, Herr Bunesrat? — Es heißt hierzulande Ggaffee und Bundesrat. — Der Stadt Bern waren, wie bereits angetönt, die erwähnten Velarisierungen ursprünglich fremd; sie dringen aber seit Jahren — zum Leidwesen vieler Altburger — mit zunehmender Kraft vom Lande her in das hauptstädtische Reservat ein.

Der Versuch, Wesen und Form des Bärndütsch im Rahmen eines Aufsatzes zu bestimmen, muß notgedrungen lückenhaft ausfallen. Ganz besonders wird man dies empfinden, wenn wir uns zum Schluß einigen Fragen der *Biegungsformen* sowie der *Wort- und Satzbildung* zuwenden. Denn hier tut sich vor dem, der seine Mundart auch nur einigermaßen kennt, eine so abwechslungsreiche Vielfalt und blühende Schönheit auf, daß Erläuterungen darüber höchstens dürrer Herbarienblumen vergleichbar sein können.

Wie reizvoll verwendet das Berndeutsch zum Beispiel den Konjunktiv des Imperfekts: I miech, i chääm oder chiem, was frieg i däm drnaa, däm lüf i nid nache... Wie reich ist es an lautsinnlichen, anschauungsgesättigten Zeitwörtern, man denke an verbundhääggle, euwbögle, raatiburgere, boghälsele; für gehen bieten

sich an: gümperle, zäberle, tүүssele, tyche, stürchle, pfosle, pfөsele, trogle, stogle, schlaarpe, trappe, tschalpe, schliirgge, noule, waggele, plötsche, chniepe, watschle, wadle. Den Eß- und Freßvorgang bezeichnen zum Beispiel chөie, chääile, chätsche, chnүtsche, tätsche, moffle, möffele, främsle, habere, inelige wie... (etwa: wie ne Tröschscher); (etwas) abeworgle, abetrücke, abewörgge; mäisele (lustlos essen). Gewiß, viele alte, schöne Wörter mit Erdgeruch sind bereits in den Hintergrund gedrängt, werden vielleicht eben noch verstanden, gehören aber nur noch in Ausnahmefällen dem aktiven Wortschatz an. Das läßt sich nicht ändern; Sprachen sind Abbilder des Kommens und Gehens, das alles Lebendige kennzeichnet. Mit den alten Dingen verschwinden deren Namen, neue Dinge brauchen neue Bezeichnungen. Was eine Breche (e Rätsche) ist, oder eine Hechel, e Hächle, wissen heute nur noch wenige; Arbeitsgerät und Arbeit haben sich höchstens im übertragenen und redensartlichen Sinn erhalten: einen verrätsche oder dürehächle. So auch Werg und Kunkel: Viel Werg an der Kunkel haben. — Andere Wörter veralten und bekommen ein Museums-geschmäcklein, ohne daß man dafür einen triftigen Grund angeben könnte. Wer weiß noch, was powäll und simbel bedeuten? Wer unter den Jungen der Städte braucht noch die Adjektive buschper, acheerig, sehr (e „sehri“ Wunde)? die adverbialen Wendungen schwittig, dickisch, es gnots, eis Gurts? Doch wir dürfen hoffen, unsere Mundart sei anderseits stark genug, ihre wortbildenden Mittel immer neu einzusetzen — wenn die Zahl der sprachtreuen Berner nicht allzuklein wird! Der erstaunlichen Prägekraft des Bärndütsch verdanken wir so köstliche substantivische Ableitungen wie Chääri, Zaaggi, Chniepi aus den Verben chääre, zaagge, chniepe, anderseits so urwüchsige, erdnahe und kühne Zeitwörter wie sacke und chorbe: Es sacket nüt un es chorbet nüt, sagt der Bauer, wenn er von nicht erfüllten Erntehoffnungen spricht. Besondere Dinge und Wesenszüge, oft auch bloß Gefühlstöne, läßt die Mundart durch das Mittel des Umlautes entstehen, wodurch sich überraschende Unterscheidungen ergeben: Toggu, Toggeli, Töggeli, töggele; Baabi, Bääbi; Lade, Ladli, Lädeli; Gueg, Güegi; fraage, fräägle; suure, süürele; fule, fülele usw.

*

In der kleinen Erzählung „Der Besuch“ berichtet Gotthelf von einer emmentalischen Tochter, die aus den „Dörfern“, wohin sie sich verheiratet hat, für ein paar Tage ins Elternhaus zurück-

kehrt und da unangenehm auffällt dadurch, daß sie Chriesi sagt Chirschi, Birlig statt Schöchli. „Da pfupften die Leute sehr und fanden im höchsten Grade lächerlich, daß man da unten solchen Haufen Birlig sage, es seien ja Schöchli, und wer das nicht wisse, der müsse hingernache der Welt daheim sein.“ Wie es nur einen Gott, nur eine Wahrheit gibt, meint der Pfarrherr von Lützel-flüh an anderer Stelle, gibt es nach dem Glauben solcher Leute „nur einen Ausdruck für eine Sache“. So ausschließlich denkt der Berner des 20. Jahrhunderts nicht mehr. Er weiß, daß viele andere Dinge, nicht nur die Heuhaufen, da so, dort anders benannt werden: Bätzi, Grüütschi, Gröibsch, Gigertschi heißt beispielsweise das Kernhaus des Apfels; Hut, Chüejjer, Nidle der Milchrahm; Höiggümper oder Höistüffel die Heuschrecke; Schurz, Schöibe oder Fürte(ch) die Schürze. Auf kleinem Raum nebeneinander spricht man im Emmental von Bohnestäcke, Bohnestichel und Bohnestange.

Vieles wäre zum mundartlichen Satzbau zu sagen. Wer bern-deutsch sprechen will, der spreche vor allem einfach, knapp und schlicht, weil dem Dialekt fast alle die neben- und unterordnenden Bindewörter fehlen, die lange Satzkonstruktionen ermöglichen. Nicht nur — sondern auch, sowohl — als auch, sondern, indem; sie und viele andere differenzierende Fügewörter sind der Mund-art fremd. Wieviel wäre schon gewonnen, wenn jeder Vereins-präsident, jeder Gemeinde- und Stadtrat, jeder Diskussions- und jeder Festredner das eine beherzigen wollte, daß nämlich die Mundart sämtliche, wirklich sämtliche bezüglichlichen Fürwörter durch „wo“ ersetzt, also: Das Fescht, wo mer hüt z'Bärn fyre, nicht: *das* mer hüt fyre... Der Strom von Schriftsprache und Allerwelts-deutsch, der durch unsern Alltag fließt, hat schon so viel schönes altes Wortgut weggespült und die Mundart so verwässert, daß Ernst Schürchs leidenschaftlicher Ruf: „Häb Sorg zum Bärn-dütsch!“ immer wieder erhoben werden muß.

Gerne möchte ich dem Leser zum Abschluß noch den

Bilderreichtum des Berndeutschen

vor Augen führen. Es kann nur in Andeutungen geschehen. Unser Dialekt liebt die abstrakte Aussage nicht. Er hat eine besonders enge Beziehung zur Natur und den sinnfälligen Vorgängen des Alltags. Seine Wörter, wir sahen es bereits, sind meist mehr als blut-leere Zeichen der Verständigung. Als Bauernvolk haben unsere

Vorfahren die geradezu unerschöpfliche Fülle ihrer sprachlichen Vergleiche und Bilder vor allem aus dem bäuerlichen Erlebnissbereich heraus entwickelt; das beweisen die berndeutschen Sprüche, Lieder, Rätsel, Redensarten und Sprichwörter, die in ihrer Gesamtheit eine unbeabsichtigte und namenlose Poesie des erdverbundenen Alltags darstellen. Unzählige Einzelwörter beschreiben nicht nur, sondern vermitteln Handlung und Anschauung, spiegeln nicht das Sein, sondern das Tun eines Dinges. Wie lustig zum Beispiel der mundartliche Name für die Kapuzinerkresse: Stygüferli! Nichts anderes als eine drollige, kühne Verkleinerung der Befehlsform Styg uf; statt uf das logisch unmögliche üferli. Ähnlich nennt die feine Beobachtungsgabe unseres Volkes die Zwergbohne Höckerli, Gruppli oder Schnaaggerli, den Zaunkönig Haagschlüüfer, Apfelsorten Chlefeler oder Röteler, Kirschen Chlepfer usw.

Wie kräftig ist der Bildgehalt unserer Redewendungen und Sprichwörter! Ein Steifer und Unbeholfener wird etwa gezeichnet mit der Bemerkung: Dä het no nes Gleich minder weder e Saagbock. Ein Tunichtgut wird gehänselt oder gescholten: Du bisch em Tüüfel vom Chare gheit, oder, noch unmißverständlicher: Du chunsch de i dä Himmel, wo si enandere uf de Schwänz desumetrappe. Von einem, der sein Äußeres vernachlässigt, heißt es vielleicht: Er het e Schnouz wi ne Vagant undedüre Hose. Die Anschaulichkeit der Bilder übertrifft für zimperliche Leute gelegentlich das wünschbare Maß, so wenn von einem Sommersprossigen gesagt wird: Dä het mit em Tüüfel Chüedräck tröscheschet.

Von der Freude am klaren und ehrlichen, wenn auch manchmal grob-anschaulichen Ausdruck mögen noch die folgenden Wendungen zeugen: Nutz- und ergebnislos diskutieren heißt berndeutsch etwa: am Läärlauf trääije, oder: läärs Strou tröschesche. Die Geduld geht mir aus: jetz isch gnue Höi abe. Schelten und schimpfen: eim ds Mösch putze, d Hüehnner ytue, d Chuttle putze, d Chappe schroote, d Lüüs abemache, ds Läderzüüg aastryche, d Lööti uf-tue, d Hostert süfere, der Marsch mache, der Tuller chirsche, ds Gurli fiegge, ds Maaiji singe; wüescht säge, kapitle, absüfere, uscheisere, abputze, abcheischte, ustüüfle...

Nicht wahr: „...wi grobs Grien...“ Der starke Wirklichkeitssinn des Berners, seine Lust am derben, unverblünten Ausdruck führen das Bärndütsch tatsächlich oftmals um ein beträchtliches über den im vornehmen Salon üblichen Konversationsstil hinaus. Aber neben der urchigen Kraft verfügt es über so viel füllige Schönheit, so viel herzwarme Lieblichkeit, daß wir es immer wieder zu-

tiefst empfinden: Bärndütsch ist mit unserm geheimsten Wesen in Einklang, ist wirklich, was Goethe von jeder echten Mundart gesagt hat, „das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft“. Ohne unsere berndeutsche Muttersprache wäre die Heimat mit ihrem herrlichen landschaftlichen Faltenwurf, ihren Bergen, Tälern, Wäldern, Feldern und Ackerbreiten nicht mehr wahre Heimat, wären wir Fremdlinge im eigenen Haus.

Übersetzungsblüten

Prof. Dr. Herwig Kellner

Goethe: Jene kritischen Übersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander. (Dichtung und Wahrheit, 11. Buch)

Was man auch über die Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen möge, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und edelsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen. (Brief an Carlyle)

Otto Gildemeister: Mehr als die Hälfte unserer Bildung besteht aus Übersetzungsliteratur

Richard Schaukal: Übersetzen ist die allerzuverlässlichste Art, dem reinen Wort auf die Spur zu kommen

Zu den genannten Stimmen, die dem Übersetzen das Wort geredet haben, ist noch José Ortega y Gasset anzuführen, dessen Büchlein „Elend und Glanz der Übersetzung“ 1956 spanisch und deutsch erschien. Diese Minderheit ausdrücklicher Fürsprecher wird reichlich aufgewogen durch das Heer der emsigen Übersetzer, die durch ihre Arbeit ein viel beredteres Zeugnis für die Notwendigkeit ihres Tuns abgelegt haben als geistreiche Formulierungen. Zahlreich hingegen sind Äußerungen der Gegner, so Grillparzers („Ich war seit jeher der Überzeugung, daß man einen Dichter nicht übersetzen könne“), des Altphilologen und Germanisten Moritz Haupt, Jean Paul Richters („Ein Kunstwerk, das einer Übersetzung fähig ist, ist keiner wert“), Schopenhauers und Virginia Woolfs („Griechisches in Übersetzung zu lesen, ist nutzlos, Übersetzer können nur einen unsicheren Gegenwert bieten“). Nicht absprechend urteilte Cervantes, wenn er die Übersetzung mit der Kehrseite eines flämischen Teppichs verglich, die nicht die Schönheit und Voll-